

Daniela Mondini

Maria in der Welt

Marienverehrung im sozialhistorischen Kontext

Interdisziplinäre Tagung, veranstaltet von der Theologischen Fakultät Luzern, Lehrstuhl für allgemeine Geschichte, Luzern 27.-29. März 1992

Ein Tagungsbericht

Maria in der Welt – so lautet die Kurzformel für das anspruchsvolle Anliegen der Luzerner Marien tagung, dem Phänomen Maria und deren Verehrung in sozialhistorischer Perspektive näher zu kommen. In diesem Sinne knüpften die Initiantorinnen des Kolloquiums (Gabriela Signori in Zusammenarbeit mit Claudia Opitz und Hedwig Röckelein) an die Themen und Fragen an, die 1989 bei der Tagung in Weingarten „Maria – Abbild oder Vorbild“ von u.a. denselben Forscherinnen bearbeitet worden

waren. Der sozialgeschichtliche Zugang sollte zu einer differenzierteren Sicht der Figur Maria verhelfen, da weder die feministische Deutung als „frauenfeindliche Männerphantasie“, noch die Aufwertung zur „geheimen Göttin im Christentum“ der Komplexität des Phänomens gerecht werden.

Die positiven Erfahrungen eines interdisziplinären Vorgehens bei der Annäherung an die Marienthematik fanden sich in Luzern wieder bestätigt. Die vorwiegend aus dem deutschen Sprachraum stammenden VertreterInnen aus den Fachbereichen Geschichte, Germanistik, Kunstgeschichte und Theologie, boten nicht nur gehaltvolle Referate, sondern auch die Diskussion verlief in einem entspannten Klima des anregenden Austausches.

In der ersten thematischen Gruppe wurde versucht, die Vielfalt und historische Wandelbarkeit von Marienbildern in der bildenden Kunst und in der volkssprachlichen Literatur des Mittelalters aufzuzeigen und in einem sozial-historischen Zusammenhang anzusiedeln: Klaus Arnold (Universität Hamburg) skizzierte die intensive Annen-Verehrung um 1500 in Lübeck, wobei in den inflationär auftretenden Darstellungen der Heiligen Sippe sich das Interesse vom königlichen Stamm Marias weg zu einem breiteren Familienzusammenhang hin verlagert, was – wie Jutta Held (1987) schon aufgezeigt hatte – das Familienideal des bürgerlich-städtischen Kaufleutemilieus widerspiegelt. Claudia Brinker (Universität Zürich) zeigte auf, wie im Pseudogotfriedschen Marienlob (Manessische Handschrift) Maria mit einer ganzen Palette von Titeln versehen wird und unterschiedliche Rollen einnehmen kann, wobei anhand der Ausrichtung der in den verschiedenen Fassungen auftretenden Epitheta sich ein mehr profanes bzw. kirchlich/klösterliches Entstehungs- und Wirkungsumfeld für die jeweilige Fassung rekonstruieren läßt. Als interessante These hob die Referentin hervor, daß in der volkssprachlichen Marienhymnik Themen wie das der unbefleckten Empfängnis vorgeprägt wurden, die erst später in die theologische Diskussion Eingang fanden.

Am Wandel des Marienbildes innerhalb der literarischen Tradition von Marienleben versuchte Sabine Schmolinski (Universität München) die sich wandelnden Vorstellungen vorbildlicher Weiblichkeit im Laufe der Zeit zu fassen.

Eher von Maria weg zu medienhistorischen Überlegungen führten die Ausführungen von Horst Wenzel (Universität Essen) zum Text-Bild-Verhältnis in Verkündigungsdarstellungen vom 10. bis ins 15. Jh.: Hier zeigte sich, wie parallel zur historischen und bildlichen Abwertung der Rolle Gabriels vom Boten zum „Briefträger“, Maria enger auf Gott bezogen wird: mit der Visualisierung der Stimme Gottes, wird der eigentliche Moment der Empfängnis festgehalten, wobei Maria zum Gefäß der Inkarnation wird.

Die zweite Sektion von Referaten zu gesellschaftlichen und politischen Aspekten der Marienverehrung wurde mehrheitlich von HistorikerInnen bestritten. Marias Funktion als Integrations- und Legitimationsfigur unterschiedlicher sozialer Gruppen stand bei allen Untersuchungen im Zentrum. Klaus Schreiner (Universität Bielefeld) zeigte auf, wie mit der Konsolidierung des fränkischen Adels Maria, deren niedere Herkunft in Lk 1.48. überliefert ist, zur königlichen Standesheiligen des Adels emporstilisiert wurde. Sie diente von nun an als Vorbild für höfisches Verhalten, in Legenden

als tatkräftige Turnierhelferin und bis in die Neuzeit hinein zur Legitimation adliger Privilegien. Sowohl Cluniazensern als auch Zisterziensern half die marianische Ausrichtung das Auserwähltsein des eigenen Ordens zu begründen: nach den Ausführungen von Dominique Iogna-Prat (Paris) wurde in der Cluniazensischen Marienverehrung der Aspekt der Jungfräulichkeit auf die Mönche übertragen, wodurch sie zu Halbgeltern aufgewertet wurden. Wegen ihrer vollkommenen Reinheit sollten die cluniazensischen Mönche als Anführer der Christenheit die französischen Bischöfe ablösen. Als weiteren Aspekt hob der Pariser Historiker die ebenfalls in der Figur Marias und im Helena-Kult begründete „Macht der Mütter“ hervor, die die cluniazensischen Äbte für ihre politischen Ziele zu nutzen wußten, indem sie durch die engen Kontakte zu den Herrschermüttern Einfluß auf deren Söhne zu gewinnen suchten. Gabriela Signori (Universität Basel) zeigte auf, wie der Zisterzienserorden die marianische Ausrichtung erst relativ spät im Zusammenhang mit der Heiligsprechung Bernhards (um 1174) und den Veränderungen im Eigenbild des Ordens aufnahm. In den Rheinischen Wunderbüchern des frühen 13. Jh. trat die Muttergottes in den Mittelpunkt des ordenlegitimierenden Visionsgeschehens. Ebenso diente in der Laien („Volks“)-frömmigkeit der Marienkult als Integrations- bzw. Ausgrenzungsmittel: Hedwig Röckelein (Universität Hamburg) legte dar, wie sich die schon früh angelegten anti-jüdischen Tendenzen der Marienverehrung im Hoch- und Spätmittelalter verstärkten. Ein Teil der in den Judenpogromen zwischen 1350 und 1519 zerstörten oder umgenutzten Synagogen wurde durch Marienkirchen ersetzt, wobei spontane Wallfahrten stattfanden. Die Wahl des Marienpatroziniums hing weniger mit der theologischen Antithese Synagoge-Ekklesia zusammen als mit dem gegen die Juden gerichteten Vorwurf, durch den Christismord Maria unermeßlichen Schmerz zugefügt zu haben: hinter dieser Form kollektiver Rache und anschließendem Exorzismus sind handfeste wirtschaftliche Interessen der Städte erkennbar. Auf das Phänomen eines vorreformatorischen Bildersturmes während des alten Zürichkrieges (1440-46) wies Guy P. Marchal (Theologische Fakultät Luzern) hin: um die Machtlosigkeit der Marienbilder der Gegenpartei unter Beweis zu stellen, schändeten die Schwyzer auf ihren Streifzügen Marienbilder in der Zürcher Landschaft. Darin manifestiert sich, mit welcher Selbstverständlichkeit im politischen Kampf auf die Parteilichkeit der „eigenen“ Gottesmutter – für die Schwyzer die Einsiedler Madonna – gezählt wurde. Aus den oben aufgeführten Beispielen wird ersichtlich, wie unproblematisch die Identifikation mit Maria für von Männern dominierte Gruppen war. Erst in der letzten Sektion der Tagung kam die Frage nach den Identifikationsmöglichkeiten für Frauen auf. Wie ambivalent dieses Verhältnis sein konnte, legte Anna Conrad (Universität Mannheim) am Beispiel der religiösen Frauenbewegung der Gegenreformation dar. Innerhalb der intensiv propagierten Marianik der Gegenreformatoren hatten sich jene frauenfeindlichen Tendenzen verstärkt, die Maria als einzige einwandfreie Frau gelten ließen. Diesem Zwiespalt versuchten sich die neu entstandenen Frauenkongregationen zu entziehen durch eine relative Nichtberücksichtigung Marias zugunsten anderer weiblicher Heiligen, wie Magdalena, Katharina von Alexandrien, Katharina von Siena, die den Kongregationsanhängerinnen als tatkräftige Vorbilder im Kampf um den wahren Glauben dienen konnten.

Die leichtere Zugänglichkeit Magdalenas als Identifikationsfigur läßt sich, wie Cordula Bischoff (Universität Trier) darlegte, auch innerhalb der spätmittelalterlichen Beweinungsikonographie feststellen: auffallend ist, wie zwischen Maria und Magdalena eine zunehmende Funktionsteilung erfolgt, wobei Magdalena in der Rolle der Geliebten Jesu zur Identifikationsfigur für die/den BildbetrachterIn wird, während Maria als Mater dolorosa, durch ihr Leiden Christus angeglichen und entrückt wird. Dabei wird sie als Person geschwächt, indem ihr geschlechtstypische Handlungsweisen zugeschrieben werden: sie muß von Johannes, einem Mann, gestützt werden.

Einen protestantischen Gegenpunkt stellten die Ausführungen von Barbara Hofmann (Universität Kassel) zur Sophienmystik innerhalb des radikalen Pietismus (E.17./A.18.Jh.) dar, wobei ein von der Geschichtsschreibung völlig verdrängter Aspekt weiblicher Spiritualität zur Sprache kam: die sexuelle Vereinigung bzw. die keusche Ehe als zwei alternative Wege zur Vereinigung mit Sophia, der geistigen Kraft, die zu Gott führt.

Das breite Spektrum der Referate machte deutlich, wie facettenreich die mittelalterliche und neuzeitliche Marienverehrung ist. Die Tatsache, daß Maria in sich alle Verwandtschaftsgrade vereinigt – Jungfrau, Braut, Mutter – erleichtert ihre Zugänglichkeit für alle Menschen, wobei noch zu vertiefen bleibt, ob sie für Frauen und Männer in gleichem Maße als Identifikationsfigur wirken konnte. Als übergeordnetes Modell für all die verschiedenen Marienvorstellungen ist Maria-Ecclesia zu nennen, die sich als Verkörperung eines abstrakten Begriffes zur großen Schar weiblicher Allegorien gesellt. Dies erklärt vielleicht ein Stück weit die Leichtigkeit mit der Maria als Identifikationsfigur männerbündlerisch organisierter Gruppen dienen konnte, wie Michael Stolz (Universität Bern) im Zusammenhang mit der Stilisierung Marias zur Anführerin der Wissenschaften feststellte.

Daß Maria als Identifikationsfigur für Frauen nur in einem Referat während der Tagung thematisiert wurde, ist symptomatisch für die methodischen Schwierigkeiten einer historischen Rekonstruktion weiblicher Erfahrung, da kaum Selbstzeugnisse von Frauen überliefert sind. Auch für die hoch- und spätmittelalterliche Marienverehrung von Frauen wäre die von Anna Conrad aufgestellte Hypothese zu überprüfen, ob und inwieweit religiöse Frauen sich der Marienverehrung entzogen, im Moment wo deren frauenfeindliche Aspekte vom männlichen Klerus zu stark hervorgehoben wurden. Dabei müßten auch andere weibliche Heilige wie Magdalena und Anna näher in das Blickfeld gerückt werden mit der Frage, ob ihre Popularität als Symptom für das Scheitern des gar zu multifunktionalen Marien-Vorbildes für Frauen zu deuten wäre.

Innerhalb der Antithese Eva und Maria fungiert Magdalena als Kompromiß und „Notausgang“: sie, die reuige Sünderin, ist der Weg, Maria das Ziel. Eine umfassende Geschichte der Marienverehrung in sozial- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive bleibt weiterhin ein Desiderat: die Beiträge dieser Tagung liefern ein paar Mosaiksteine dazu.

(Die Kolloquiumsakten werden 1993 publiziert)